

Traumsicherheit auf selbstgebauter Eisenbahn

Intendant Stefan Bachmann dramatisiert in depot 1

Ayn Rands Roman DER STREIK

Eins vorab. Nach einem langen Abend, der wirklich keine Minute zu lang ist, hat das wunderbare Ensemble von Stefan Bachmann alle Kritiker und Skeptiker Lügen gestraft. Er hat ein wirklich schwieriges Stück Literatur, das als Roman sehr lang vielleicht zu lang ist, so mit seinem Dramaturgen Jens Gross nach dem Roman DER STREIK von Ayn Rand gekürzt, verknüpft, dass meiner Meinung die Stärken für sich wirken und alle bis auf die ultralinke Kulturmafia zufrieden sein dürften, über einen Denkanstoß, einen tollen Theaterabend, Theater, das man so nicht jeden Abend zu sehen bekommt, über wunderbare Schauspieler, gutes und auch deutliches Sprechen, entgegen den Kritiken zum Premierabend, und ein Publikum, das zum Ende hin in einem fast demonstrativ langanhaltenden Klatschen nicht nur den Schauspielern dankt, die wirklich Schwerstarbeit leisten und ein durchdachtes und durchgearbeitetes Regiekonzept, das zeigt, dass diese neuen Kreativen am Schauspiel Köln eben ganz anders, aber handwerklich nicht weniger ambitioniert tätig sind. Ja ich denke mir sogar eine Art Protest für den Intendanten, gegen die unzähligen und in dieser Häme oder Schärfe vollkommen unberechtigten Kritiken.

Ich schreibe jetzt aus der Sicht von einem etwa zu einem Drittel gelesenen Roman und in dem Bewusstsein, dass die Schaubühne immer noch die moralische Anstalt ist, die Schaubühne des Bürgertums, obwohl es das in der nivellierten Mittelstandsgesellschaft nicht mehr ohne Widerspruch gibt. Und ich schreibe neugierig auf den Rest des Romans, obwohl ich die Geschichte, zumindest in der ‚Interpretation Bachmann‘ jetzt kenne. Übrigens bewundere ich Stefan Bachmann für den Mut, in einem ja durchaus schwierigen Probenprozess bei der Bewältigung dieses Brockens von einem Vertreter der Kölner Monopolpresse begleiten zu lassen, wohl sicher wissend, dass jene Monopolpresse alle Intendanten in den vergangenen dreißig Jahren, die nicht Kölner Herkunft waren, mehr oder minder ‚geschlachtet‘ haben.

Die Kritiken haben Spuren hinterlassen, der Zuschauerraum ist leider nicht vollständig gefüllt, man hört zu Beginn und in der Pause die ein oder andere kritische Stimme, aber ich erinnere mich auch an Vorstellungen der Ära Baier, die nur zu einem Drittel gefüllt waren, was für Schauspieler ja bekanntlich Schwerstarbeit ist.

Es wird still im Zuschauerraum, die Schauspieler betreten alle die Bühne und erscheinen in Abendgarderobe gepackt (präzise Kostüme von Anabelle Witt) einzeln oder paarweise in Lichtkreisen. Noch ist die Bühne (Simeon Meier) vollkommen leer. Der Raum ist die Bühne und das passt zu den Handlungssträngen, die im Grunde von industriellen Produktionsprozessen, einer Eisenbahn, einem Stahlwerk, einem multinationalen Konzern und einem Ölmagnaten erzählen. Hier jetzt im ehemaligen sehr geschichtsträchtigen Werk von Felten&Gullaume. Die Inszenierung, die geschickt mit filmischen Versatzstücken und auch Zitaten spielt, ohne das penetrant in den Vordergrund zu stellen, nutzt das Cinemascope-Format der Halle bereits zu Beginn vollkommen aus.

Die Beziehungen werden straff erzählt, aus den vielen Dialogszenen und den romanmäßig wirklich zu langen Rückblenden wird eine Gruppenszene, die laut Proben-Tagebuch schwerwiegend in der ‚Erfindung‘ war, aber jetzt wie der ganze Abend leicht wirkt, weil sie funktioniert. Wie in einer Art Schnelldurchlauf erfährt der Zuschauer, dass Miss Dagny Taggart (Melanie Kretschmann) eigentlich die Chefin des von ihrem blasierten und

egozentrischen, aber wesentlich unintelligenteren Bruder James Taggart (Niklas Kohrt) geführten Eisenbahnunternehmens ist, dass sie Geschäfte mit Hank Rearden macht, der einen Stahl erfunden hat, der preiswerter und leichter ist als normaler Stahl, Hank Rearden, der Magnat, der es geschafft hat, sich unabhängig von Zulieferern zu machen, dass Francisco D'Anconia angeblich ein reicher Playboy geworden ist, der einst das Hoffnungschild vieler Finanziere war und nur noch Werte ‚versenkt‘, dass sich im Umfeld von Reardens Frau Lilian (Nicola Gründel) ziemlich moralisierende, aber auch ziemlich heuchlerische Menschen bewegen, etwa der Zyniker und Philosoph der Mächtigen Betram Scudder (Christian Hockenbrink) - wenn ich mich recht entsinne, ein Kulturfreund‘ der Rearden Gattin, oder der Pseudounternehmer Orren Boyle (Martin Reinke) der fast bedauernswert erscheinende Rearden (Jörg Ratjen) mit einer sehr spitzzüngigen Gattin, einem Nichtnutz von Bruder (Simon Kirsch), einem angeblichen Freund, Paul Larkin (Gerrit Jansen) und einer äußerst autoritären Mama (Birgit Walter) gesegnet, neben dem schmierigen Wesley Mouch (Torsten Peter Schnick), der als Reardens Mann in Washington später die Seiten wechselt, Teil der Regierungsmaschinerie wird, die immer danach trachtet, zu reglementieren oder zu verhindern, wenn einem wie Hank Rearden, Ellis Wyatt (Nikolaus Benda), Dagny Taggart oder Francisco d'Anconia (Sean McDonagh) ein wirtschaftlicher Coup gelingt. Weiterhin ebenfalls genauso prägnant wie ihre Kollegen Larissa Aimee Breidbach als junge Dame/Cherry Brooks.

Wir befinden uns auf einer Abendgesellschaft der Rearden-Gattin Lilian, die eigentlich die meisten Helden des Romans bereits zusammenführt, gegeben an ihrem Hochzeitstag, empfängt sie das erste Stück des neuen legendären Materials von ihrem Mann, das Dagny Taggart an diesem Abend gegen ihr Diamantarmband tauscht, während im Hintergrund ein Metallteil, vielleicht ein Scheinwerfer, herunterfällt und ein fast unsichtbarer Mann aufräumt, der, der von Anfang an auf der Bühne präsent ist, fast unscheinbar, man mag denken, er wäre ein Statist, der auch eines der beherrschenden Teile des Bühnenbildes, einen alten DDR-Kipplaster auf die Bühne fährt und in einer der ganz starken Szenen den Schotter für die Eisenbahntrasse, die Dagny auch gegen den Widerstand aller, schließlich und endlich baut, na sagen wir von ihren Schauspielerkollegen bauen lässt, die im Schweiß ihres Angesichts Schwellen schleppen, Schotter richten, immer wieder von Seitenlicht (Jürgen Kapitein) so beleuchtet, dass Arbeitspanoramen im Bühnennebel aus der Dunkelheit herausgeschält werden, symbolträchtige Schattenspiele vornehmlich an der rechten Hallenwand erstehen und sich bewegen.

Gleichzeitig die optisch langanhaltend beschriebenen ‚Highlights‘ von Industrielandschaften und Lichtern in der Dunkelheit in den Stadt- und Eisenbahnlandschaften des Romans nicht vollkommen verschwinden, sondern als die sehr markant immer von ungeheurer Kapitalismus-Begeisterung der Autorin getragene Sequenzen sich wieder finden, die Szenen filmisch verwandeln ohne filmisch zu sein, geschickt im Wechsel von Ausschnitten (Nahaufnahmen) und Breitwand-Szenarien, vor allem immer in rasanten Wechseln geschnitten, so dass die Schauspieler natürlich ungeheure Wege zurücklegen müssen, man aber weder Längen, noch Spannungslöcher bemerken kann.

Während die Eisenbahntrasse entsteht, die Schauspieler ihr Bühnenbild errichten, habe ich so bislang noch nie gesehen, meistens wird es von ihnen ja heutzutage zerlegt, formen sich Klänge und Geräusche zu einer Sinfonie der Arbeit, die akustisch leistet, was das Licht und alle anderen Elemente der Aufführung zu einer Sinfonie der kapitalistischen Industrie an einem ehemals kapitalistischen Industrieort formen. Damit vollkommener Ausdruck des Romans, in dem das Hohelied des freien industriellen Unternehmertums

gesungen wird, geschrieben vor über fünfzig Jahren, während das heutige Amerika ja eher für Daten, Finanzen und militärisch-industriellen-Komplex steht....

Das, was einen manchmal fast Hören und Sehen vergehen lässt, das ist das, was diesen Abend so sehenswert macht, die ungeheuer handwerkliche Qualität des Ensembles und seines Kreativteams, von dem auch natürlich noch der ‚Musikmensch‘ Sven Kaiser zu erwähnen ist, der immer wieder zu amerikanischer Film- oder Fotoikonografie Western- und Countryanklangmusik zitiert, aber weder denunziert wie die Butterbrotpause auf den Schwellen zelebrierenden Bahnarbeiter oder das herrlich ironische Happy End, mit einer Mundharmonikamelodie untermalt.

Das ist vielleicht die wunderbarste Szene des Abends: Die Streikenden - inwiefern sie dem Roman den Titel geben, soll hier nicht verraten werden -, die den gefolterten John Galt (Guido Lambrecht) mit Gangsterpistolenduell in einer Art Westernshowdown befreit haben und auf dem im zweiten Teil rückwärtig zu beschauenden LKW wie in einem Sonnenuntergang in Hawaihemden nebst ebenfalls bunt aus den Geschäftsfraukostümen geschälten Dagny Taggart die neue Zeit beschwören (wir sehen auch die Symbole ewiger Ferien), denn sie haben die ‚Herrschenden‘ und Heuchler in die Flucht gejagt, nachdem alles zusammengebrochen, in einer weltweiten Krise zusammengebrochen war. Das ist das Ende, sagt Dagny strahlend, während Ellis Wyatt in Westernpose auf dem Führerhaus des LKW ein Gewehr in die Höhe reckt, Hank Rearden, Francisco D’Aconia und John Galt in den ‚Sonnenuntergang‘ blicken, alle in Hawaihemden als ‚Frührentner‘ des alten Systems. Das ist erst der Anfang, sagt Galt und alle Darsteller beschreiben mit dem rechten Arm ein Fragezeichen, dem sie ein energisches Ausrufezeichen folgen lassen. Untermalt von der Musik ist das der wunderbarere ironische Punkt hinter einen Abend, der wirklich an keiner Stelle langweilt, sondern mit vielen wunderbaren Theaterbildern im ersten Teil des Abends, ebenso gelungenen im zweiten Teil und einem fast traumwandlerischen Gefühl für Rhythmuswechsel daherkommt.

Im Grunde leicht wie in alle Produktionen der bisherigen Spielzeit wird in dieser Inszenierung Bedeutung zelebriert, aber nie gewuchtet, wie man es bislang in Köln oft erleben konnte. Beherrschendes Bild und gleichzeitiges raumbildendes Requisit in den unterschiedlichsten Bedeutungen ist die vor den Zuschauern von den Schauspielern gebaute Eisenbahntrasse, die die Abfolge von Bürogesprächen und seitenlangen Schilderungen bei Ayn Rand verblüffend einfach auflöst und die Geschichte eben so strafft, dass sie gerade noch an einem Abend zu erzählen ist, mit Mut zu Zeitlupenszenen unterm Kunststoffzelt - der Rezensent bekennt freimütig, dass es im zweiten Teil gedanken- und assoziationsaufwendiger wird zu folgen, - wenn er den Romantext nicht mehr kennt - er aber um so faszinierter von den Bildern ist/war, die Stefan Bachmann unter einer aufregend verschieden beleuchteten Plastikkuppel entwirft - Sauerstoffzelt für den zerfallenden und von den Mächtigen in Washington zelebrierten eigenen Untergang unter dem Deckmäntelchen der Moral, die allein dazu dient, die eigenen Unfähigkeiten und Eigeninteressen zu kaschieren.

Das ist heute in den USA wohl noch wesentlich ausgeprägter als zur Entstehungszeit des Romans und bekommt angesichts der derzeit laufenden politischen Sondierungsgespräche in Deutschland, des Haushaltstreites in den USA und selbst eines Bischofs Thebarz van Elst eine gruselige Aktualität, ja da wird auf der Bühne viel mehr verhandelt als nur Demokratie, da wird eigentlich unser aller Leben verhandelt und so kann man sich dem Sog des Abends nicht entziehen, selbst wenn man die wohl recht konservative Einstellung Ayn Rands nicht teilt und auch nicht dem Operettenschluss folgen möchte.

Einem Operettenschluss, der noch viel drastischer wirkt, weil ihm eine Folterszene voran geht, die ganz schön hart ist, aber auch deutlich macht, dass wir alle Schauende wären, würde uns so etwas mit der nötigen Begleitmusik im Fernsehen vorgesetzt. Gedanken an eine Nation werden überlaut in meinem Kopf, deren Soldaten foltern, ob in Abu Graib oder in Guantanamo, die die auch in diesem Text von den Mächtigen geforderte Todesstrafe human nennen, wenn sie mit der Giftspritze vollzogen wird, die noch immer Weltpolizist spielen und dabei die Tötung von Unschuldigen in Kauf nehmen, die meinen, sie hätten das Recht, die Privatsphäre der ganzen Welt zu zerstören.

Eigentlich sind alle Szenen gelungen, die Textfassung ist es auch und Stefan Bachmann muss nicht ausstellen, denunzieren und ideologiekritisch tätig werden, er spitzt zu, er liefert handwerkliche Präzision und es bleiben nicht allzu viele Fragen, selbst wenn man wie ich den zweiten Teil des Romans nicht gelesen hat.

Die schönsten Eindrücke sind etwa - unter anderem, liebe Schauspieler verzeiht - die Schatten-, Farb und Lichtspiele der Scheinwerfer. Phänomenal die Jungfernfahrt der John-Galt-Linie als Spitzentanz von Rearden und Dagny, auf den Schwellen der Eisenbahntrasse im Rausch einer Gegenwindanlage, die die sich in Peckinpah-Zeitlupe bewegendem Erschaffer von Brücke und Eisenbahnlinie benebelt, der Eisenbahnlinie, die der Ölmagnat Wyatt in Auftrag gegeben hat, irgendwann in der Nacht mit ölverschmiertem Gesicht und Dagny Taggart den Untergang androhend, aber diese Frau, die hart wie Kruppstahl wird und wirkt, lacht nur über eine unmöglich erscheinende Herausforderung, auch als das ganze Land einschließlich ihres eigenen Bruders gegen sie und das neue Rearden-Metall zu agieren und agitieren scheint.

Das Licht bei dieser Jungfernfahrt-Szene ist doppelt sinnbildlich, denn die kleinen grünen und roten Scheinwerfer unter dem Hallendach beleuchten diese Szene nicht nur atmosphärisch vorzüglich, es sind auch die roten und grünen Signallichter, die eines der im Roman ausführlich beschriebenen kapitalistischen Industrielandschaft-Lichtbilder aus roten und grünen Signallichtern, schon in der realen Bedeutung mit ungeheurer nicht nur farblicher Symbolik aufgeladen, an und in diesem Theaterabend noch viel mehr versinnbildlichen.

Ein weiteres Kabinettstückchen, die Pressekonferenz vor der vom ganzen Land mit Spannung erwarteten Premiere der neuen Eisenbahn - ein Tischchen vor den Schienen und ein Standmikrofon - und Rearden und Dagny kommentieren kurz und knapp und ungeheuer zynisch Bertram Scudder und zwei weitere Schlapphut-Journalisten - im Publikum stehend Sinnbild für die Strippenzieher im Hintergrund, die und deren Mitarbeiter Rand und auch Dagny die Plünderer nennen. Die, die immer nur Eigeninteressen verfolgen und dann überhaupt keine Moral oder kein Rückgrat beweisen und sinnbildlich blitzartig den Ort des Geschehens verlassen, wenn etwas misslingt oder aussichtslos erscheint. Die, die mit Gesetzen erst Wyatt, dann Rearden, vorher, viel früher, sozusagen vor Beginn John Galt, und der erst undurchschaubare, dann scheinbar schäbigen und letztendliche Strippenzieher des ‚Streiks‘ Francisco D’Anconia, ruiniert haben, scheinbar jedenfalls, denn es bleibt die größte Waffe, der Rückzug des Geistes, die Verweigerung des genialen und unternehmervisionären Individuums.

Im langen Beinahe-Schluss-Monolog legt John Galt, die große Liebe Dagny Taggerts, eine Liebe, die sozusagen schon im Himmel vorherbestimmt war, seine Philosophie dar, die in vielem nicht so fern mancher Einstellungen der Tea-Party-Bewegung in Amerika ist, auch trotz einer verdammt überzeugenden rhetorisch-schauspielerischen-Darbietung von John Galt, der auf der Sinnebene des Stücks und im Theaterraum das Kunststück fertigbringt

viele Zuschauer um seinen Finger zu wickeln, trotzdem nicht alle überzeugen kann, nicht darstellerisch, sondern mit seinen Argumenten. Er braucht kein Diner-Jackett und keinen Pulk von bejahenden Speichelleckern. Im Arbeiterdress hält er einen gefühlt sicher zehnminütigen Monolog, nur im Scheinwerferkegel, den die Lichtregie jetzt nur noch ihm ‚gönnt‘, anfänglich allen Darstellern.

Das ist ganz große Bühnenkunst, in die ich aber alle vierzehn Darsteller einschließen möchte, die mit allen Tücken von Halle und Produktion offenbar hochmotiviert umgehen. Ich bin mir nicht sicher, ob das nicht Ensembletheater fast in Perfektion war. Von Anfang an bis zum Schluss. Und es war auch ein komplettes Ensemble, das sich zum starken Schlussapplaus präsentierte. Nein, das Publikum wirkte eher aufgewühlt, nicht ermattet und bei einigen habe ich, so meine ich, richtig trotzigem Applaus gesehen, ich schließe mich da ein, denn entweder war es eine fünfzigprozentige ‚Leistungssteigerung‘, die wir am dritten Abend sehen durften oder ich verstehe die Kritiker nicht, die diesen superstarken Theaterabend verrissen haben. Vielleicht lag es an den mangelnden Thesen zur Publikumsbelehrung oder am sicher nicht einfachen Stoff, obwohl er zum Teil beinahe traumwandlerisch umgesetzt war und trotzdem ganz viele Geschichten auf engstem Raum bot.

Das scheint mir überhaupt das Anliegen des Intendanten Bachmanns zu sein, Geschichten zu erzählen, er belehrt nicht, er erzählt, und das haben seine Mitstreiter bislang auch getan. Alle Abende bei Schauspiel Köln machen sehr neugierig auf das, was demnächst kommt: ‚Genesis‘, eines meiner erklärten Lieblingsstücke, ‚Die Präsidentinnen‘ und ein ebenfalls scheinbarer Brocken: ‚Judith von Hebbel‘.

Alles oder vieles ganz sicher persönliche Assoziationen des Rezensenten, aber Bachmann denunziert die sicher sehr diskutablen und auch zu diskutierenden Einstellungen von Ayn Rand nicht, er stellt sie zur Diskussion, wie den sehr schlicht aber überaus kunstvoll in Szene gesetzten langen Monolog von John Galt, in dem er den Titel und seine ständige Präsenz auf der Bühne des fast kompletten Abends erklärt. Nein, nur zurücklehnen und konsumieren geht nicht, aber der Abend wird nie schwer, das ist die ganz große Leistung des gesamten Teams und seines freundlichen Regisseurs, der aber genau weiß, was er tut, und es sich, seinen Schauspielern und auch dem Publikum nicht einfach nur leicht macht.

Möge er diesen Mut beibehalten und sein Haus gegen Kritik von außen abschirmen. Bislang ist sie vollkommen unverdient, selbst wenn man sicher den ein oder anderen Regieansatz diskutieren darf und kann, aber die vorzügliche Theaterqualität und eine ideenreiche Verwendung herrlich vieler und wunderbarer Theatermittel machen eine vor allem Anderen tolle Qualität eines Theaters und eines Ensembles aus, von dem zu hoffen ist, dass es auf Dauer wirklich so zusammenhält, wie es sich jetzt als Ensemble präsentiert. Das ist sicher Schwerstarbeit für einen Intendanten.

Ich wünsche Ihnen, lieber Stefan Bachmann, dafür das ‚fortune‘, das man in Köln haben sollte. Sie werden das meiner Ansicht nach schaffen. Vielleicht bekommen sie jetzt noch nicht den Titel ‚Theater des Jahres‘. Für mich sind sie alle aber jetzt schon ein Kandidat dafür.

In eigener Sache: Nein nicht schon wieder...so schlägt ihn tot den Hund, er ist ein Rezensentund auch nicht schon wieder den Schluss des guten Menschen, den der verstorbene Reich-Ranicki einem Millionenpublikum bekannt gemacht hat. Ich finde Kritiken sind keineswegs objektive Analysen, sondern zum Teil sehr subjektive Meinungsartikel, die oft mehr Kommentar, denn sauberer journalistischer Bericht sind.

Deswegen nehme ich mir die vielleicht für viele Leser ungewöhnliche Freiheit, in der Ich-Form zu schreiben.

Das hat den Hintergrund von vielen eigenen Theatererfahrungen, auch als Macher, wenn sicher nicht in einer so vorzüglichen handwerklichen Qualität wie am Schauspiel Köln. Wer als Rezensent behauptet, er wisse es besser als die, die da monatelang auf eine Premiere hingearbeitet haben, ist im Regelfall eingebildet oder, was ich persönlich unangenehmer finde, dumm oder sogar unwissend. Je länger ich mich mit Theater beschäftige, um so mehr Fragen bleiben mir persönlich, und ich denke je mehr man von Theater weiß, um so schwieriger ist, entweder zu sagen, warum man etwas gut findet oder auch nicht gelungen findet. Ich denke, es gibt sicher handwerkliche Kriterien, aber inhaltliche oder solche Sachen wie der Funke, der angeblich nicht überspringt, die haben auch immer ganz viel mit der eigenen Befindlichkeit zu tun.

Der große Zeit-Theaterkritiker Benjamin Henrichs hat einmal sehr bedenklich beschrieben, dass der Zustand, am Tag, im Leben und gesamtbefindlich, in dem man das Theater betritt und in den Theatersessel sinkt, ausschlaggebend für die anschließende Bewertung ist. Abgesehen davon, dass der Theatersessel auch an diesem Abend immer noch der gemütlichste Platz ist, um direkt in die Hölle zu sehen, oder dank Stefan Bachmann und seines Ensembles und seines Kreativteams auch in einen Filmhimmel à la Hollywood, der aber immer ironisiert wird, wenn zu schön wird. Dafür einfach mal danke.

Ich werde jetzt den Rest des Romans lesen, noch einmal über das Gelesene und Gesehene nachdenken und vielleicht noch einmal eine der Aufführungen besuchen, denn diese flüchtigste aller Künste kann auf solche Abende süchtig machen. Ich bin es wohl immer noch oder schon wieder, dabei habe ich doch so viele Drogen schon aufgegeben.Und ich werde wohl noch einmal darüber schreiben, sozusagen aus anderer Erfahrungs- und Lektüreperspektive,....denn so vieles muss trotz der Länge des Artikels ungesagt bleiben.

Eines meine ich aber sicher sagen zu können. Das war keinesfalls die schwächste Premiere der bisherigen vier Theaterarbeiten, die ich allen ans Herz legen möchte, selbst wenn sie zu anderen Schlüssen als ich kommen. Sehen sie selbst. Urteilen sie selbst und diskutieren sie über das Gesehene zum Beispiel in der Facebookgruppe: Theater in Köln

<https://www.facebook.com/groups/TheaterInKoeln/?ref=ts&fref=ts>